



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Die Kultur spielt bei der Frage, wie es um die Einheit von Ost und West steht, selten eine Rolle, doch wäre nicht gerade dort Gemeinsames zu finden? Während die für die Bundesrepublik prägenden Autorinnen, Filmemacher, Musikerinnen fester Teil des kulturellen Gedächtnisses sind, schweben deren Pendants aus dem Osten in einem luftleeren Raum, dem Vergessen nahe. Wenn sie erinnert werden, dann oft mit verklärender Ostalgie oder zur Ideologisierung.

Marko Martin begegnet diesem Dilemma mit einem provokant gutgelaunten wie anspruchsvollen Panorama der Kultur des Ostens. Er hat »wieder« gelesen, gehört und geschaut. Er hat mit manchen aus dieser Zeit gesprochen. Er beschreibt und erzählt. Immer wieder findet er umwerfende Texte und Geschichten. *En passant* erhält so die Kultur des Ostens, deren einstige Gegenwart nicht mehr existiert, eine neue Gegenwart.

Marko Martin lebt, sofern nicht auf Reisen, als Schriftsteller in Berlin. In der Anderen Bibliothek erschienen seine Bücher *Schlafende Hunde* und *Die Nacht von San Salvador*, sowie 2019 der Essayband *Dissidentisches Denken*. Mit *Das Haus in Habana. Ein Rapport* stand er auf der Shortlist des Sachbuchpreises der Leipziger Buchmesse.

TROPEN SACHBUCH

MARKO MARTIN

DIE VER- DRÄNGTE ZEIT

VOM VERSCHWINDEN UND
ENTDECKEN DER KULTUR DES OSTENS

Tropen

www.tropen.de

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © Roger Melis

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50472-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

There is a crack in everything,

That's how the light gets in.

Leonard Cohen, *Anthem*

INHALT

9	DA WÄRE ETWAS AUFZUFINDEN
35	Tatsächlich Kein Ort. Nirgends?
53	SÜSSER VOGEL JUGEND
80	Wunderbare Jahre? Von wegen.
87	Mehr als ein Solo für Sunny
97	Jugend – auch jenseits der Bohème
104	Pop, ziemlich grenzenlos
107	Mit Udo Lindenberg gegen die Bonzen
109	Die Sache mit dem Sex
130	Punk never dies
145	Tusch für Bowie
149	Coming out – von nahezu allem
173	DER SERBISCHE INDIANER UND ANDERE GLÜCKSMOMENTE
190	Es muss nicht immer Winnetou sein
203	Trini, Unku und all die anderen
235	FRAUENBILD, FAST OHNE GRUPPE
260	Künstlerkolonie Drispeth
268	Zweierlei Art Protokolle
285	Von wegen: Die Frauen der Männer
297	VOR DEN VÄTERN STERBEN DIE SÖHNE - ODER AUCH NICHT
347	DIE SPRACHEN DES WIDERSTEHENS
389	KOLUMBIANISCHES NACHSPIEL
412	Zum Nachlesen – eine Auswahl
417	Register

DA WÄRE ETWAS AUFZUFINDEN

Ostberlin, August 1990, ein Haus an der Friedrichstraße.

»Sind Sie bald fertig?« Die Frage der Sekretärin klang unwirsch, von Müdigkeit grundiert. Was machte dieser junge Typ vor den alten Bücherkisten im Korridor? Kniete da mit seinen West-Jeans, den West-Turnschuhen auf dem zerkratzten Linoleumboden im neonhellen Licht des fensterlosen Raums und nahm ein Buch nach dem anderen in die Hände, lächelte oder schüttelte den Kopf, stopfte sich einiges in den Rucksack, legte den Rest zurück, tauschte manchmal sogar um.

»Die sind längst ausgesondert«, sagte die Frau, die hier in den weiträumigen, doch merkwürdig leeren Zimmerfluchten des Schriftstellerverbandes der DDR nervös umherging. Vermutlich ahnte sie bereits, dass ihr Arbeitsplatz das angekündigte Verschwinden des Staates – anzunehmen, dass sie unter Kollegen eher »meines Landes« gesagt hätte – nicht lange überleben würde. Denn was sollte die weitere Existenzgrundlage eines Verbandes sein, der jenes Staatskürzel

derart selbstverständlich im Namen führte? Ganz zu schweigen von der zu erwartenden neuen Miete und den Gerüchten über West-Investoren, die gewiss auch dieses Haus übernehmen und die Friedrichstraße zwischen Admiralspalast und dem ehemaligen Grenzübergang am Checkpoint Charlie nahezu vollständig verwandeln würden.

»Verschandeln«, hätte sie höchstwahrscheinlich gesagt, entweder mit trotzig-lauter Stimme oder auch schon wieder sehr leiste, denn man-konnte-ja-nie-wissen. Schon warb unten neben der Eingangstür eine lebensgroße blonde Pappfigur für TUI-Reisen.

Ausgesondert. Aber wer hatte das getan – nicht nur hier in den Räumen des Schriftstellerverbandes, sondern auch in den Bibliotheken des Landes und in den Buchhandlungen, aus denen über Nacht die »Ostbücher« verschwunden waren? Parallel dazu waren aus den Kinos plötzlich die DDR-Filme entfernt und aus den Schallplattenläden der »Ostrock« – als hätte es das alles nie gegeben. Wer steckte dahinter – *die* Marktwirtschaft, *der* Westen? Eine Flurbereinigung, um sich unerwünschter Konkurrenten zu entledigen und ganze Verlagsproduktionen von Lagerhallen auf Büchermüllkippen zu befördern? Oder nicht eher die abrupte Entscheidung etwa von Buchhandlungen, die um die Unverkäuflichkeit der »alten« Sachen wussten und – in womöglich ignoranter Eilfertigkeit – glaubten, den Wünschen ihrer Kunden zum ersten Mal wirklich nachzukommen? Vielleicht geschah vieles auch auf Druck der neuen Eigentümer. In den kommenden Monaten würde zwar die Existenz solcher »Bücherfriedhöfe« in den Medien erwähnt werden, doch höchstens cursorisch und bald wieder von anderen Nachrichten überlagert. Das Gefühl, dass hier Kultur

entsorgt wurde und das Lebenswerk ihrer Schöpfer entwertet, aber blieb – vielleicht sogar bis heute.

Dass es schließlich ein niedersächsischer Pastor namens Martin Weskott war, der nicht nur den Skandal in eine breitere Öffentlichkeit trug, sondern in klug koordinierten Rettungsaktionen mehr als 80 000 Bücher vor dem Schreddern rettete, passt dabei jedoch nicht ins Bild – und tut es auf gewisse Weise dann eben doch. Der »Bücherpastor« Weskott erhielt 1993 für seine erfolgreichen Bemühungen das Bundesverdienstkreuz und engagiert sich in seiner Kirchgemeinde Katlenburg bis heute für die Aktion »Weitergeben statt wegwerfen«, in der nun Bücher in ganz Deutschland gesammelt und vor dem Verschwinden bewahrt werden. Der »gute Westdeutsche« also, der zumindest partiell das auszubügeln versucht, was seine Landsleute vor dreißig Jahren angerichtet haben? Das Narrativ klingt verführerisch plausibel, kann sich dabei auf unzählige Detail-Tatsachen stützen und wird deshalb noch heute von selbsternannten Ost-Experten erfolgreich bewirtschaftet. Wirkliche Neugier aber bleibt dabei größtenteils auf der Strecke, das Pauschalisieren ebnet jedwede Nuancen ein. Bücher sind nicht gleich Bücher, und sie zu fetischisieren, trägt ebenfalls zu ihrer Entwertung bei. Denn nicht die Nachfrage, sondern eine ideologisch grundierte Planwirtschaft hatte damals in der DDR über Veröffentlichung (»Druckerlaubnis«) und Auflagenzahl entschieden. Wer vor dem Mauerfall – ob nun als Westbesucher oder DDR-Kunde – durch die dortigen üppig ausgestatteten Buchläden gestreift war, wird sich, wenn er ehrlich ist, mit Grausen an die schier endlosen Regalmeter jener parteifrommen Werke erinnern, mit denen man Studenten des Marxismus-Leninismus oder der sogenannten

politischen Ökonomie traktiert hatte, die in Schulen oder bei Lehrgängen in ermüdender Ausführlichkeit durchgenommen worden waren.

Der eigentliche Skandal liegt wohl eher daran, dass die Verfertigungen, die in ihrem Herrschaftslob schon immer intellektuelle Makulatur waren, nun zusammen mit all jenen anderen Büchern auf Halde gekippt wurden, die vielleicht nicht »oppositionell« waren, aber doch unschätzbar wichtig für das kulturelle Gedächtnis. Kinder- und Jugendbücher, kluge, der Zensur abgerungene Alltagsromane, subtil-subversive Gedichtbände und Reiseberichte, ganz zu schweigen von all den skrupulös edierten Klassikerausgaben der deutschen und auswärtigen Literatur, mit denen sich vor 1989/90 auch Bundesdeutsche nicht zu knapp eingedeckt hatten, die mit ihrem zwangsumgetauschten DDR-Geld plötzlich Bücher und Eterna-Klassik-Schallplatten in den Händen hielten, die im Westen das Doppelte gekostet hätten. Daheim konnten sie – ganz die cleveren Kapitalismus-Kritiker – dann davon schwärmen, *wie billig* sie zu den qualitativ hochwertigen DDR-Sachen gekommen waren, *dort drüben*.

Erst Jahre später würde es in Leipzig, initiiert vom ehemaligen Verleger des legendären Aufbau-Verlages, eine DDR-Bibliothek mit wiederaufgelegten, im Westen größtenteils unbekannten und im Osten inzwischen halb vergessenen Titeln geben. Doch so wichtig das Unterfangen trotz eher geringer Breitenwirkung auch war – auch hier wurden oftmals Erklärungen, Schuldzuweisungen und DDR-nostalgische Selbstexkulpierungen auf eine Weise miteinander vermischt, die das potenziell Wertvollste überlagerten: ein Ambivalenzbewusstsein, das sich jenseits von totaler Amnesie und selektivem Erinnern hätte vergegenwärtigen kön-

nen, was der Osten eben *auch* war. Dass die faszinierendsten seiner Kulturleistungen nicht wegen des Parteiregimes oder dagegen, sondern *trotz* dessen strangulierender Wirkung zustande gekommen waren – als Bücher, Filme, Songs, Gemälde oder Fotografien.

Viele davon sind heute zu Unrecht vergessen oder waren bereits in der DDR verboten und hatten deshalb nie eine Chance, Teil des kollektiven Gedächtnisses zu werden: DEFA-Filme, die man verstümmelt hatte, ehe sie im Giftschrank landeten, verbotene Lieder, zensierte Bücher, deren Autoren ins Gefängnis kamen oder zum Verlassen des Landes gedrängt wurden. Bilder, die zerstört worden waren oder in Depots verrotteten; *ausgesondert*: eine vierzig Jahre währende staatliche Amputation nach Plan, die noch heute sprachlos macht.

Was also gäbe es hier alles wiederzuentdecken – nicht als sinnloser Akt irgendeiner moralischen Wiedergutmachung, sondern mit einer Entdeckerfreude, die das Ästhetische nicht ausspielt gegen Politisches und sich bewusst ist, dass die Bilder eines Landes eigentlich immer nur Fragmente sein können. Dafür braucht es weder eine »Gegen-Geschichte« noch einen »alternativen Kanon« und schon gar nicht den Wahn, Vollständigkeit zu liefern oder mittels Kunstwerken irgendeine These zu beglaubigen. Neugier genügt vollauf.

Derlei Neugier müsste jedoch auch ein Bewusstsein ihrer selbst besitzen: Da sie ja keineswegs voraussetzungslos ist, sondern vorgeprägt durch persönliche Erfahrung, ästhetische Präferenzen, womöglich auch durch manche Ideosynkrasie. Lächerlich wäre die Idee eines nachgetragenen Rankings, und doch werden beim Wiederentdecken so manche

Fragen unabweisbar. Könnte es zum Beispiel sein, dass in den leisen Gedichten einer Inge Müller Entscheidenderes über die Fragilität eines Wesens namens Mensch zu finden ist als in den metallisch tönenden Groß-Stücken ihres Gatten Heiner? Könnte ein Wieder- oder auch erstmaliges Lesen von Helga M. Novak, Brigitte Reimann oder Christa Moog eventuell den Sinn für eine weibliche Widerständigkeit schärfen, die eben nicht unbedingt automatisch den Namen Christa Wolf tragen muss? Ließe sich nicht in den Romanen eines fast vergessenen Autors wie Manfred Bieler, geschult an den russischen und französischen Meistern, etwas Zusätzliches über DDR-Realität und deren mentale Vorläufermuster entdecken? Schließlich hatte sich ja nicht nur Uwe Johnson dieses Themas angenommen. Ergänzungen statt Ausschließlichkeit, hinzufügen statt überstreichen, so könnte es gehen.

Vermeintlich Altes, Verdrängtes und Beiseitegeschobenes aufzuspüren und Verbindungen und Verknüpfungen freizulegen, erfordert geradezu ein Mäandern. Übereinanderliegende Schichten und Verästelungen, zerstörte oder bewahrte Kontinuitäten: Deren Kenntlichmachen möchte nichts beweisen und schon gar nicht zu irgendeinem Schluss kommen. Biographisches und Autobiographisches wird bei einem solchem Unterfangen mit hineinspielen, mitunter auch die eine oder andere Wiederholung, die Freude am Ab- und Ausschweifen. Wer sagt, dass über *den* Osten, den es in dieser Eindeutigkeit doch niemals gab, nur in einem Changieren zwischen zwei Modi geschrieben werden könnte, zwischen Vorwurf und Nostalgie?

Von Hermann Kesten, einem der nach Weltkriegsende in der Bundesrepublik literarisch aktiven Emigranten der

Weimarer Republik, stammt die kluge Beobachtung, selbst-ernannte Patrioten seien »vor allem pathetische Esel, immerzu stolz auf das Falsche«. Was aber wäre dann das Richtige? Sagen wir besser: Das Interessante. Sagen wir: ein Film und dessen Vor- und Nachgeschichte. Schauspieler und Schauspielerinnen auch jenseits von Bühne und Leinwand, inklusive ihrer (nicht immer erfolgreichen) Wege von Ost nach West. Sagen wir: die Musik und wer sie machte. Wer sie verbot und wer sich dem Verbieten entgegenstemmte – von Wolf Biermann und den Blues-Sängern bis zu den jungen Ostberliner Hinterhof-Punks.

Sagen wir, Ästhetik ist Ethik, ein Postulat von Joseph Brodsky, der dank seiner Jahrzehnte älteren Dichterfreundin Anna Achmatowa in der Verbannung in der sowjetischen Arktis nicht zugrunde ging. Stattdessen verließ er 1972 das Land und erhielt 1987 für seine Lyrik den Literaturnobelpreis. Ein Ja also zur Autonomie des Kunstwerks, doch ohne jene pfäffische Bigotterie, die von widrigen Begleitumständen um keinen Preis sprechen will. Immerhin ist es nicht ganz unwesentlich fürs Werk, ob jemand parallel dazu Berichte für Erich Mielkes Ministerium schrieb oder sich dem verweigerte. Oder diese zwar schrieb, doch dann die Kraft und den Weg fand, auszusteigen – wie Helga M. Novak oder Brigitte Reimann.

Als Anfang der Neunzigerjahre die vor dem Schreddern bewahrten Stasi-Akten publik zu werden begannen – möglich gemacht durch ein Gesetz, das noch die letzte frei gewählte DDR-Volkskammer auf den Weg gebracht hatte und durchaus zum Unwillen von Bundeskanzler Kohl und seinem damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble – war das Geschrei groß: »Hetzjagd, McCarthy-Hysterie, Gesin-

nungsprüfung unter neuem Vorzeichen« waren nur einige der schrillen Wendungen, die damals in Umlauf kamen, um die Vergegenwärtigung der Vergangenheit zu denunzieren – nicht selten von jenen vorgebracht, die schon aus Eigeninteresse und eigener Stasi-Mitarbeit auf eine Zukunft ohne Erinnerung spekulierten.

Drei Jahrzehnte später scheint von alldem nur der vage Benimm-Spruch »Die DDR nicht auf die Stasi reduzieren« übriggeblieben. Derlei Gerede aber hatte seinerzeit bereits Ralph Giordano – in Anerkenntnis aller fundamentalen Unterschiede zwischen beiden Systemen – sarkastisch in Beziehung gesetzt zum altbekannten »Die deutsche Geschichte ist schließlich mehr als jene zwölf Jahre und Hitler hat immerhin die Autobahn gebaut«. Kein schiefer, sondern ein provokanter Vergleich, der genaue Blick eines Shoah-Überlebenden auf eine sehr deutsche Gestimmtheit, auf eine fortdauernde emotionale Kälte und Hartleibigkeit, die sich sowohl links wie auch rechts buchstabieren lässt und die nach wie vor mit dem Verweis auf ein diffuses großes Ganzes Verantwortlichkeit vernebelt. Der Schriftsteller Hans Sahl hatte hierfür 1992 die Formel von der »Täternähe der deutschen Innerlichkeit« gefunden. Sahl ist Jahrgang 1902, jüdischer Emigrant und im amerikanischen Exil mit Bert Brecht über die Bewertung Stalins in Konflikt geraten.

Ja, das gab und gibt es seit jeher in Deutschland: Kontinuitäten des robusten oder auch feinsinnigen Wegdrückens und Relativierens, das Auftrumpfende einer Täter- und Mitläufer-Perspektive unter der Camouflage »notwendiger Differenzierung«.

Es hat also Gründe, wenn nun auch hier die Frage nach

Stasi-Verpflichtung und Verweigerung, nach amtlicherseits verfügbaren Verboten und zerstörten Lebensläufen nicht mit einem verlegenen Hüfteln umgegangen wird: Eine Suche nach verdrängter Zeit ist etwas anderes als das Blättern in den Seiten eines Poesiealbums. Doch wird keineswegs nur Bitteres erinnert werden, sondern auch Ermutigendes und Überraschendes, denn wie unendlich viel wurde an Kunst durchgesetzt als ein sehens- und lesenswertes *Trotzdem* – nicht zuletzt auch von jenen, die *keine* Dissidenten waren und dennoch den Mut gefunden haben, sich ideologischen Zumutungen und Korruptionen zu verweigern.

* * *

Was aber ist mit dem beobachteten Beobachter, der damals in den Räumen des Noch-DDR-Schriftstellerverbandes im Sommer 1990 neunzehn Jahre alt war und altersmäßig der Sohn jener Sekretärin hätte sein können?

Die Turnschuhe, die er trägt, sind keine Sneakers und die Jeans auch keine Levi's, sie kommen aus einem schnöden Karstadt-Regal in der Fußgängerzone von Singen am Bodensee. Dort kam er im Mai 1989 an, dort ging er durch die Fußgängerzone hinauf zum Gymnasium, da er *dort* endlich sein Abitur machen konnte, nach drei verlorenen DDR-Jahren, politisch motivierten Abstrafungen und dem schier endlosen Warten auf Ausreise.

Interessanterweise war der Lesestoff im Singener Deutschkurs durchaus östlich: Ulrich Plenzdorfs »Die neuen Leiden des jungen W.« und Christa Wolfs »Nachdenken über Christa T.«.

Für einen Freund, der auf die nahegelegene Waldorf-

Schule ging, war der junge Ex-Ostler der Erste, der aus jenem Land kam, in dem *Dispatcher* ein technischer Beruf war; er und die Mitschüler hatten von dem Begriff aus Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* erfahren, das hier ganz selbstverständlich Schulstoff war, während es in der DDR verboten blieb – ein Umweg, über den der Zugereiste nun ebenfalls Uwe Johnson entdeckte.

Der Deutschlehrer am Gymnasium, der SPD wählte und Mitglied bei Amnesty International war, erzählte in einer der Pausen, dass er bei einer Veranstaltung auf den Autor Jürgen Fuchs getroffen war. Der 1977 nach Stasihaft in den Westen ausgebürgerte Freund Wolf Biermanns hätte ihn außerordentlich beeindruckt, und dessen Bücher über DDR-Alltag in und außerhalb der Armee wären unverzichtbar zum Verständnis dieses Landesteils. Weshalb aber dann nicht im Deutschkurs *Fassonschnitt* und *Das Ende einer Feigheit* lesen, vielleicht ja auch ein paar Romane von Erich Loest, Erzählungen von Hans Joachim Schädlich? »Tja,«, erwiderte der Lehrer, »das würde wohl den Lehrplan sprengen.«

Immerhin: Ein Gedicht von Sarah Kirsch und eine Biermann-Ballade waren bereits herumgereicht worden, wenn auch nur als Fotokopie im Fach Gemeinschaftskunde, quasi als notwendige und vermeintlich hinreichende Aktualisierung in den Wochen nach dem Mauerfall. Dieser war selbst hier unten am Bodensee wahrgenommen worden, auf gewisse Weise. Weder böse Absicht noch Desinteresse hatten also eine tiefere Beschäftigung verhindert, sondern durchaus nachvollziehbare Sachzwänge. Außerdem konnte man die Bücher der anderen Autoren ja überall kaufen oder – ein Glück für den Neu-Gymnasiasten mit dem schmalen Budget – in Antiquariaten mühelos finden.

In dieser Zeit waren überdies einige in den Feuilletons und den aufbrechenden deutsch-deutschen Debatten für eine Weile sogar präsenter denn je, manche hatten bereits zuvor renommierte Literaturpreise erhalten und in der west-deutschen Germanistik boomte die DDR-Forschung ohnehin. Jenseits der Universitäten und Feuilletonspalten, etwa in den städtischen Bibliotheken von Singen und Konstanz aber wurde es schon etwas schwieriger: Die aus der DDR Weggegangenen oder Davongejagten wie Helga M. Novak, Günter Kunert, Manfred Bieler, Hans Joachim Schädlich, Utz Rachowski, dazu die im Land Gebliebenen wie Inge Müller, Heinz Czechowski, Johannes Bobrowski, Franz Fühmann, Günter der Bruyn? Fehlanzeige. Immerhin: je ein Band Theatertexte von Heiner Müller und Volker Braun, dazu Christa Wolfs *Kein Ort. Nirgends* und *Kassandra* und – eine wirkliche Überraschung – Irmtraud Morgners fulminanter Roman über *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz*. Irgendwo im Regal fand sich dann auch Reiner Kunzes *Wunderbare Jahre* als Fischer-Taschenbüchlein – der zuständige Bibliotheksmitarbeiter, mit Nickelbrille und Pferdeschwanz, kommentierte geradezu mitleidig lächelnd: »Ach, das ist doch von diesem Franz-Josef-Strauß-Fan, nicht wahr?« Ideologisierte Abwehr, Ressentiments, Unkenntnis – nicht strukturell, nicht immer unfreundlich, aber doch als Unterströmung vorhanden. Auch keineswegs flächendeckend (wie nach dem Willen von Stasi-Minister Erich Mielke in der DDR die Überwachung beschaffen sein sollte), aber letztlich doch jenem bis heute funktionierenden und vielleicht sogar kanon-machenden Prinzip gehorchend: Bekanntes zu Bekanntem und der Rest zur persönlichen Liebhaberei. Dabei hätte gerade dieser Rest etwas vermitteln

können, das über das mürrische Pingpong aus Schlagwort-Hin-und-Her hinausgegangen wäre. Gilt tatsächlich also weiterhin das Diktum *Kein Ort. Nirgends*? Dieser Frage soll nachgegangen werden.

Im Sommer 1990 war der junge Mann jedenfalls noch einmal zurückgekommen in jenen Staat, der um Mitternacht des 3. Oktober aufhören würde zu existieren – eine temporäre Rückkehr, 14 Monate nach der Ausreise.

Weshalb eigentlich, da Nostalgie oder gar Heimweh als Gründe gewiss ausfielen? Hat er womöglich noch eine Rechnung offen – mit Lehrern und deren unsichtbaren Auftraggebern, die ihn als Nicht-Mitglied der FDJ nach zehn Jahren Schule nicht weiter lernen ließen? Mit einem Berufsschuldirektor, der ihm nach dem Verweigern der vormilitärischen Lagerausbildung aus der Lehrstelle herausschmiss? Mit den Stasi-Leuten in der sogenannten Abteilung Inneres einer sächsischen Kleinstadt, die indessen vermutlich längst das Weite gesucht hatten und in anderen Berufen untergekommen waren? Ja und nein.

Vor allem möchte er die im Osten gebliebenen Freunde besuchen und sich bei jenen bedanken, die ihm damals geholfen hatten: bei dem kettenrauchenden Ingenieur Thieme etwa, der den Lehrling so lange geschützt hatte, wie es möglich war. Oder bei jener stillen SED-Genossin, die ironischerweise Luther hieß und an einem der letzten Tage vor seiner Ausreise – da war er offiziell schon kein Hilfsarbeiter und ungelernter Parkgärtner mehr, sondern hatte mit seiner Familie den *Laufzettel* erhalten – dies zu ihm gesagt hatte, das Gesicht abgewandt und hineinflüsternd in das Nikotingelb der Dederongardinen in ihrem Kaderabteilungsbüro:

»Die aufgeschlagene Akte da. Heften Sie heraus, was Ihre vorherigen Abstrafungen betrifft. Es ist ja alles dokumentiert, nehmen Sie's mit, im Westen könnte Ihnen das helfen. Damit Sie nicht eines Tages denken, Sie hätten das hier alles nur geträumt.«

Ein kleines Lachen, unglaublich nervös. Er hatte die maschinenbedruckten und von einem Genossen Berufsschuldirektor »Mit sozialistischem Gruß!« unterschriebenen Seiten herausgeheftet, gefaltet und in seine Ost-Jeans gesteckt; sie würden, wie auch die Haftdokumente seines Vaters und die eigenen handgeschriebenen Tagebuchhefte, auf der großen Reise von Ost nach West unter den Spielsachen seiner kleinen Schwester versteckt werden. Jetzt hatte er schwarz auf weiß, dass er wegen seiner Verweigerung der vormilitärischen Lagerausbildung kein Lehrling mehr sein sollte, da er »das sozialistische Wehrmotiv der Schule zersetzt« habe. Der interne Brief war zum Bestandteil einer Betriebsakte geworden, die ihn, was er bislang nicht gewusst hatte, sogar bis hierhin zu seiner letzten Station begleitet hatte, als Hilfsarbeiter, der Parkwege harkte.

Auf die halblaut gestellte Frage, was sie das immense Risiko eingehen ließ, ihm diese Seiten zu geben, hatte Genossin Luther nach kurzem Zögern geantwortet: »Ich habe mal auf RIAS Berlin eine Lesung gehört, Reiner Kunze las aus einem Buch mit dem Titel *Die wunderbaren Jahre ...* Deshalb.«

Wonach also sucht er jetzt, so in der Hocke von Bücherkiste zu Bücherkiste, im Rücken der misstrauische Blick der Sekretärin jenes Verbandes, aus dem Reiner Kunze bereits 1976 ausgeschlossen worden war – drei Jahre vor jenem

Tribunal im nahegelegenen Roten Rathaus, als auch Stefan Heym, Klaus Schlesinger und drei weiteren Schriftstellern die Mitgliedschaft aberkannt worden war. Alte Geschichten? Vielleicht. Andererseits: Wie konnten Geschichten »alt« sein, von denen einst zwar berichtet worden war – damals vielleicht in einer Notiz im *Spiegel* oder in einem autobiographischen Text eines der Betroffenen –, die jedoch nie wirklich ins kulturelle Gedächtnis der beiden sich nun bald vereinigenden Staaten hatten eingehen können?

Sommer 1990, und was für ein merkwürdiges Ineinander von An- und Abwesenheit, konservierter und rasender Zeit! Unten auf der Straße die platinblonde TUI-Figur, hier auf dem Flur die besorgt-mürrische Sekretärin und an einer der Türen noch das Schild »Leiter der Abteilung Grundsatzfragen«. Das Büro verschlossen, die einstigen Grundsatzfragen inzwischen anachronistisch geworden und der ehemalige Leiter womöglich bereits auf dem Weg zu einer gediegenen West-Karriere, Personalrat auf Gewerkschaftsticket oder auch freiberuflicher Coach und Motivationstrainer. In den zugigen Betonarkaden der Karl-Liebknecht-Straße – vor verschlissenen Plakatwänden, die für Veranstaltungen der in PDS umbenannten SED oder Vorträge indischer Spiritisten warben – standen derweil die neuangestellten Straßenmitarbeiter des Bertelsmann-Konzerns und versuchten Passanten zum Eintritt in den *Buchclub* zu überreden: geringer Monatsbeitrag und beim Kauf des dritten Heinz-Konsalik-Romans einen Johannes Mario Simmel gratis.

Selbst da also wäre es gut, den Gedächtnisbildern und festgezurrtten Wertungen zu misstrauen: Zwischen Konsaliks und Simmels Menschenbild lagen Welten; auch waren die frühen Romane Simmels, dessen Verwandte väterlicher-

seits fast alle im Holocaust ermordet wurden, von einem widerborstigen Realismus, der sogar Heinrich Böll beeindruckt hatte.

Was unterdessen in den Bücherkisten des Schriftstellerverbandes zu finden ist: Stapel tatsächlich alt gewordener *Neues Deutschland*-Ausgaben, eine Unmenge nun nutzloser Formulare, außerdem die jetzt nur noch kuriosen Manifestationen der ehemaligen Staatsmacht – gesammelte Reden von Honecker und Breschnew, Memoiren von Verteidigungsministern und deutschen und sowjetischen Armeegenerälen, die wohl kaum die Bezeichnung Autobiographie verdienen. Dazu jene Werke regimetreuer Autoren der B- oder C-Klasse, deren bis dato umfangreiche Produktion 1989/90 abrupt abgebrochen war. Wenn die *Haubitzen schießen* des ehemaligen NVA-Oberstleutnants und einflussreichen Literaturfunktionärs Walter Flegel oder die einst so auflagenstarke DDR-Preisungen des Dichters Helmut Preißler. In einem großformatigen Text-Fotoband (Erscheinungsort: Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik/VEB) schreibt dieser in pseudo-rhapsodischer Sprache, die wahrscheinlich auch ein halbes Jahrhundert früher Anklang gefunden hätte, zu einem Schwarz-Weiß-Foto lachender Frauen in Begleitung junger Soldaten, startender und landender Flugzeug, abgeschossener Raketen:

Denn noch ist der Unmensch nicht tot,/ noch tragen die Bitten Befehle,/ drum lob ich den Waffenbauer/ lob ich die Soldaten/ drum lob ich und lieb ich die Macht,/ die Wolfsgesetze zerbricht/ und durchsetzt Gesetze der Menschlichen, / daß unzerstörbar sie sei, / die mühsam errungene, endlich sich fördernde Gemeinschaft.

Vielleicht gibt es keinen besseren Ort als die Räume dieses Schriftstellerverbandes, denkt der Besucher, um über das nun geradezu physisch spürbare Ende einer solch konstruierten *Menschengemeinschaft* nachzudenken. Dabei war der Preißler – der als IM »Anton« auch der Staatssicherheit berichtet hatte – gewiss nicht typisch gewesen für die sogenannte DDR-Literatur. Oder vielleicht ja doch, da seine Texte in den Schullesebüchern standen und rezitiert werden mussten? Ergänzungsfrage: Wer legte und legt eigentlich fest, was *typisch* war, welche Instanzen der Macht oder, späterhin, welche Mechanismen der Medien, aber auch des individuellen Gedächtnisses? Was würde nach einem solchen Bruch von all den Büchern, der Kunst, den Filmen und Songs bleiben? Vermutlich das Fragezeichen als einzig Adäquates.

Was aber, wenn nun alles gleichermaßen hinter dem riesigen TUI-Pappschild verschwinden würde – die Sekretärin, ihre Dienstherren *und* diejenigen, die sich ihnen verweigert hatten oder sie überlisteten, damit Bücher dennoch geschrieben und Filme dennoch gedreht werden, Konzerte und Ausstellungen dennoch stattfinden konnten? Was, wenn tatsächlich bald alles weg wäre, nur noch abrufbar als vage Reminiszenz oder Episode, als Gerücht oder folkloristische Ost-Schnurre?

Genuine DDR-Prägungen aber waren dann keineswegs mit dem 3. Oktober 1990 verschwunden. Gerade deshalb ist der Blick in jene Bücher und Filme so lohnenswert, die diese mentalen Landschaften beschreiben. Womöglich könnte es sogar helfen, endlich der Falle jener *doppelten Ignoranz* zu entkommen, die im Westen noch heute viele glauben lässt,

östliche Erfahrungen seien im Zeitalter der Globalisierung anachronistisch geworden und bestenfalls regional-marginal – oder wären im Gegenteil derart verzwickelt und geheimnisumwoben, dass sie auch nur von Ostdeutschen zu verstehen sind bzw. von selbsternannten *Stimmen des Ostens* vermittelt werden müssten. Zu viel abwertende Arroganz, zu viel weihevoller Mystik. Nicht zuletzt auch zu viel bemühtes und paternalistisches Verstehen-Wollen, das östlicher Erfahrung das Widersprüchliche, Nuancierte abspricht und stattdessen in der unreflektierten Rede von *dem* Osten noch drei Jahrzehnte nach dem Mauerfall dem offiziösen SED-Sprech von »unseren Menschen« auf den Leim geht und ihn sogar erneuert.

Dabei war die DDR keineswegs eine *Blackbox*: Die allzu forsche Nachwende-Formulierung sagt lediglich etwas über die Ignoranz des Sprechenden. Was wäre alles aufzufinden und wiederzuentdecken!

Etwa das Ineinander von Adoleszenz, Alltag, Freiheitswunsch und Repression: nie zuvor und auch nie später ist es so subtil beschrieben worden wie eben bei Reiner Kunze oder Jürgen Fuchs. Gerade diejenigen, die heute als gesamtdeutsch Nachgeborene oder noch in der DDR-Sozialisierte begründeterweise skeptisch werden, wenn der ostdeutsche Staat auf verfallene Häuser, Softeis, Schneejeans und knatternde Zweitakter reduziert wird, können hier Entscheidendes entdecken.

Eine Spurensuche Ost aber ließe sich kaum ohne den Westen erzählen – der fast immer präsent war, in aller Ambivalenz. Denn gerade ein verständnisinniger Blick über die Elbe spiegelte immer zurück und sagte oft mehr über eigene Projektionen als über den Alltag im anderen deutschen

Staat. Lag der Popularität Heiner Müllers für bundesdeutsche (und dazu westeuropäische und amerikanische) Theatermacher und deren unzählige Kommentatoren nicht auch die Vorstellung oder das Phantasma zugrunde, im harten Osten werde eben noch viel wilder und geschichtsphilosophischer gedacht, geschrieben und geschrien als im laschen, postmodernen Westen? erinnerte Volker Brauns nahezu ewiger Rekurs auf den ursprünglichen, vermeintlich noch reinen Marxismus nicht noch einmal an die eigene, längst ad acta gelegte 68er-Jugendzeit? War Christa Wolfs Insistieren, im zwar ärmeren, aber doch interessanteren Staat zu leben, dessen Repressionselemente man eben aushalten müsse, nicht die perfekte Blaupause für jene, die zwar niemals daran dachten, vom Westen in die DDR überzusiedeln, aber dennoch angefixt waren von solcher Mischung aus Utopie-Verteidigung und Pflichtprotestantismus?

Doch so semi-widerständig die artistisch vertrackten lyrischen Klimmzüge eines Volker Braun oder die wie eisengehämmerte Majuskel-Sprache in Heiner Müllers Theaterstücken auch waren und so leidenschaftlich leise der Beifall dafür im Ostberliner oder Dresdener *juste milieu* – die Kultur des Ostens buchstabierte sich ungleich differenzierter. Ironischerweise war es – vor 1989 ebenso wie in den Jahrzehnten danach – nicht zuletzt eine bestimmte West-Perspektive, die solche Vielfalt nicht wahrnahm und ihr feuilletonistisch-akademisches Interesse weiter unverdrossen auf die drei großen Namen Braun, Müller und Wolf beschränkte, wobei noch ab und an der bekennende stalinistische Klassizist Peter Hacks auftauchte – oder auch Wolf Biermann, wenngleich dann stets reduziert auf die Rolle des »dissidentischen Liedermachers«.

DDR-Leser und Theatergänger erinnerten sich wohl eher mit Vergnügen an Hacks' Kriminaloper, 1972 von Harry Kupfer inszeniert, an das Theaterstück *Ein Gespräch im Hause Stein über den abwesenden Herrn von Goethe* oder an die zahlreichen, ungemein beliebten Kinderbücher.

Dagegen waren Hacks' ideologisch-strenge, u.a. Walter Ulbricht elaboriert preisende Traktate von den meisten Lesern im Osten kaum wahrgenommen worden, während späterhin Teile des westlichen Feuilletons ob dieser Texte in geradezu mainzelmännchenhafte Begeisterung gerieten, als täte man hier beim nachträglichen Loben etwas *sehr* Subversives. Auch Volker Brauns wohl bestes, genauestes Buch *Die Unvollendete Geschichte* – und ihr literarischer Nachtrag nach 89 – enthält, poetisch verdichtet, vermutlich mehr östliche Realität als das übrige, sich hoffend-verquält an der DDR abarbeiteten Bühnen-, Lyrik- und Prosawerk, das doch in den meisten Fällen papierne Projektion bleibt. Nicht zu vergessen Inge Müller, die in den Selbstmord getriebene Frau des mit antikisierter Kommunismushistorie hantierenden Großmeisters Heiner Müller, deren Lyrik der leisen Schreie auch im staatlich vereinten Deutschland noch immer unter Geheimtipp firmiert.

Noch einmal: Befriedigte womöglich Heiner Müllers, Volker Brauns und Peter Hacks' Abarbeiten von Theoremen auch ein gewisses, sich als progressiv-links verstehendes West-Bedürfnis, die DDR weiterhin als Gegenentwurf wahrnehmen zu können, ohne dabei deren konkreter Wirklichkeit allzu nahekommen zu müssen? Erdschwer, kollektivistisch, gedankenvoll bis grämlich und auf jeden Fall *sehr* deutsch: Was den einen ästhetischer Fetisch war, musste jedoch anderen, Jüngeren, eventuell eher popliterarisch Sozia-

lisierten, dann lebensweltlich ein Gräuel sein. Nicht wenige klagten sogar über einen vermeintlichen Ost-Bonus, den die derart wortreich am DDR-Sozialismus leidenden Autoren erhielten. Lustige Pointe: Der Westen – oder zumindest einige in ihm – fürchtet sich vor östlicher Übermacht. Eine Angst, die nebenbei bemerkt noch lange nicht ausgestanden ist, betrachtet man die lange Reihe preisgekrönter und vielgelesener Autoren mit DDR-Sozialisation von Thomas Brussig über Ingo Schulze bis Eugen Ruge und Lutz Seiler.

Ein Fremdeln mit der Theaterästhetik Heiner Müllers, die sich freihändig bei Nietzsche, Brecht, Lenin und Ernst Jünger bediente, war jedoch nicht nur pazifistischer Futterneid. Auch die melancholischen Reflexionen einer Christa Wolf, z. B. in *Kassandra*, die für Teile der westlichen Frauenbewegung von großer Bedeutung wurden, stießen nicht nur aus männerbündischen Gründen auf Skepsis. Für einen Polemiker und Schriftsteller wie den 1960 in Prag geborenen Maxim Biller roch das Ganze schlicht zu sehr nach homogener Volksgemeinschaft und einer uneingestanden Lustangst gegenüber Vater Staat, sodass er immer wieder zur rhetorischen Abwehrkeule gegriffen hatte – nachzulesen in seinen längst (West-)Kult gewordenen *Tempo*-Kolumnen »Hundert Zeilen Hass«. Nicht zufällig nannte der bundesdeutsche Soziologe Heinz Bude die DDR eine »tragische Nation«, im Kontrast zum ironisch gewordenen Westen. Eine Aufteilung und Abtrennung, die freilich nur so lange plausibel klingt, wie man jene Filme, Bücher und Bilder ausblendet, die im Osten entstanden und dennoch voll heilsamen Gelächters und voller Leichtigkeit waren: Geradezu surrealistische DEFA-Streifen wie *Wenn du groß bist, lieber Adam*, die Romane von Fritz Rudolf Fries und Günter de

Bruyn, Lutz Rathenows an der osteuropäischen Lyrik geschulte Gedichte oder die Werke eines Malers wie Hubert Giebe hellen das als dauer-trist gezeichnete Bild jedenfalls beträchtlich auf. Selbst ein derart routinierter West-Polemiker wie der Kolumnist und Dichter Wiglaf Droste musste sich irgendwann eingestehen, dass im Osten doch nicht alles dräuend teutonisch war und erklärte bei gemeinsamen Auftritten mit der Jazz-Legende Uschi Brüning und deren Mann Ernst-Ludwig Petrowsky die beiden prompt zu seinen »ostdeutschen Adoptiveltern«.

Ohnehin waren, als hätten sie Walter Ulbrichts einstige Order »Überholen ohne einzuholen« listig umfunktioniert, ostdeutsche Schriftsteller beim maliziösen Schmähern bereits viel früher zur Stelle gewesen, und das auch noch ungleich präziser. Zu Beginn der Achtzigerjahre hatte der Lyriker Kurt Bartsch in seinem im Westen erschienenen Parodienband *Die Hölderlinie* einen feines Ohr für einen gewissen gravitatischen Sound entwickelt. In *Licht und Lorbeer (nach Stephan Hermlin)* heißt es: *Eines Tages ist mir ein Licht aufgegangen/ Im finsternen Blut/.../ Auf den sanften Flügeln, bestehend aus Mozartsonaten,/ Schwebe ich fortan im Himmel der Literaten,/ Dem ungeteilten, über den deutschen Staaten.*

In *Nachundnachdenken (nach Christa Wolf)* hingegen genügen ein paar Prosasätze, um einer in Ost und West ehrfürchtig bestaunten Annäherungsästhetik die Luft herauszulassen:

Fast wäre mir eingefallen, worüber ich nachdenke. Ich hatte den Leichnam schon auf der Zunge, aber dann war es doch wieder so, daß ich nicht wußte, woran ich mich zu erinnern drohte. [...]
Mir war plötzlich klar, daß die Dinge, die ich vor Augen hatte,

im Nebel lagen. Nebel. Ein doppeldeutiges Wort. Wir nähern uns dem Unschärfbereich der Gegenwart. Im Nebel oder im Sozialismus. Ein grauer Tag jedenfalls... schwer zu erzählen. Aber gar nicht erzählbar unter dem entmutigenden Zwang der Tatsachen, die ich zum Glück nicht kenne.

Selbst der berühmte Eingangssatz »Aber Jakob ist doch immer quer über die Gleise gegangen« in Uwe Johnsons Roman *Mutmaßungen über Jakob* ist vor Bartschs Spott nicht sicher. *Schließlich kam er von drüben: er ist sozudenken immer verquer über die deutsche Grammatik gegangen wie ich vermutasse. – Das muss mal gesagt sein lassen.*

* * *

Vor allem: Es gab eine renitente Literatur aus dem Osten, die eindringlich davon erzählte, wie Unterordnung seit jeher funktioniert in Deutschland – etwa in Hans Joachim Schädlichs Roman *Tallhover* über einen schier unsterblichen Spitzel, der sich Regimes verschiedener Couleurs willig an-dient. Und Jahrzehnte bevor im Westen plötzlich entdeckt und sogleich auch lautstark mitgeteilt wurde, dass es in der DDR ja wohl auch »ein Leben jenseits der Politik« gegeben habe, hatte der 1981 in den Westen ausgereiste (und nach 1989 nach Leipzig zurückgekehrte) Erich Loest Roman um Roman geschrieben, in denen es gerade darum ging. Er beschrieb aber auch, warum Normalität sich in einem normierten Staat ungleich anders buchstabiert als in einer freieren Gesellschaft. Loests Blick auf die Bundesrepublik ist dann freilich ohne jede Schwärmerei, was auch für den um westliche Erfahrungen bereicherten »Ostblick« in den

Büchern der anderen Weggegangenen oder Ausgebürgerten gilt. Günter Kunerts Zivilisationskritik fand auch im post-industriellen Westen immer wieder ihre Objekte, wobei sie jedoch nie ins illiberale Raunen abglitt – etwas, das in diesem Genre und ganz besonders in Deutschland Seltenheitswert hat. Gesine Cresspahl schließlich, Protagonistin von Uwe Johnsons über zweitausendseitigen *Jahrestagen*, fühlt sich im flirrend-hektischen New York der Sechzigerjahre zwar nicht geborgen, aber doch *frei* – und sehnt sich keineswegs naiv zurück zur mecklenburgischen Scholle, der sie einst entkam. Dennoch finden sich bei Johnson geradezu zärtliche Menschen- und Landschaftsschilderungen, die den ostdeutschen Norden zu einem Teil der Weltliteratur gemacht haben, und Helga M. Novak, die große Unbehaute der deutschen Nachkriegslyrik, die es später nach Island und Polen verschlug, hat – aus der zeitlichen und räumlichen Distanz – ihre intensivsten Gedichte dem märkischen Umland Berlins gewidmet: *Grünheide, Grünheide*.

Für Guntram Vesper, der immerhin bereits seit 1957 im Westen lebt, ist dagegen der sächsische Geburtsort Frohburg in seinen Gedichten und Prosatexten zur Bühne eines Welttheaters geworden, auf dem die Fragen von Heimat und Heimatverlust, Verdrängung, Schuld und Reue wieder und wieder verhandelt, will heißen: in Bildern und Reflexionen umkreist werden. Das schiere Gegenteil naiver »Vertriebenenprosa«. Denn es sind die Distanz und Genauigkeit des einst Weggegangenen, der in vermeintlich peripheren Alltagsgeschichten die Verhaltensmuster eines totalitären Jahrhunderts dechiffriert. 2016 wurde Vesper für seinen großen Erinnerungsroman, der ebenfalls Frohburg im Titel trägt, der Preis der Leipziger Buchmesse verliehen.